

## Eine Kultur der Unterwerfung

***Dies ist der dritte von vier Berichten über Deutschland in der Krise. Teil 1 ist [hier](#) und Teil 2 [hier](#).***

26. April 2025 | Patrick Lawrence

BERLIN – Ich möchte noch einmal kurz auf jene einzigartigen Momente zurückkommen, als Olaf Scholz am 7. Februar 2022 auf einer [Pressekonferenz](#) neben Präsident Joe Biden stand, nachdem er private Gespräche im Oval Office beendet hatte. Bei dieser Gelegenheit erklärte Biden, wenn die russischen Streitkräfte auf ukrainisches Territorium vordringen würden – und er war zu diesem Zeitpunkt überzeugt war, dass sie keine andere Wahl hätten – „dann wird es NordStream II nicht mehr geben. Wir werden dem ein Ende setzen“.



Nehmen Sie sich einen Moment Zeit, um die Videoaufzeichnung dieses Ereignisses anzusehen. Was sehen wir in diesen beiden Männern? Betrachten wir ihr Verhalten, ihre Gesten, ihre Mimik, was sie sagten und was sie nicht sagten, und lesen wir daraus, was wir können. Ich habe eine 77-jährige Geschichte gelesen.

In Biden haben wir einen Mann, der ruhig und sachlich seine Absicht erklärt, die teuren Industrieanlagen des Landes zu zerstören, das von dem Mann neben ihm repräsentiert wird. Wir bemerken seinen perfekten Aplomb, das abweisende Winken mit der Hand, während er seine Gleichgültigkeit gegenüber den Interessen und sogar der Souveränität eines engen Verbündeten zur Schau stellt.

Bis vor kurzem habe ich Bidens verblüffende Grobheit, mit der er zu Scholz steht, auf die Gnadenlosigkeit zurückgeführt, die seine gesamte politische Karriere geprägt hat.

Aber wenn ich jetzt an dieses Ereignis denke, im Lichte all dessen, was ihm vorausging, gibt es eine andere Möglichkeit, es zu beurteilen: Nach Jahrzehnten übergroßer Dominanz innerhalb des atlantischen Bündnisses sah Biden keine Notwendigkeit mehr, Amerikas hegemoniale Vormachtstellung zu verschleiern. Tatsächlich sehen wir in der oben verlinkten C-SPAN-Aufnahme das Gesicht eines Mannes, der auf diese Ausübung roher Macht böse stolz ist.

Scholz seinerseits stand gemäß dem Protokoll an einem separaten Rednerpult und sagte nichts zu Bidens Bemerkung. Scholz' Verhalten zeigt, dass er weder überrascht noch verärgert war. Er wirkt vielmehr resigniert, besorgt, leicht bedauernd, leicht unterwürfig. In seinem Gesicht lesen wir die Besorgnis eines Soldaten, der gerade den unheilvollen Schlachtplan seines Befehlshabers akzeptiert hat. Ich vermute, dass er sich auch fragte, was er seiner Regierung und den Deutschen bei seiner Rückkehr nach Berlin sagen würde.

Der beste Weg, dieses bedeutsame Ereignis zu verstehen, das in den Annalen der transatlantischen Diplomatie als einmalig oder zumindest fast einmalig gelten muss, ist ein Blick zurück und dann ein Blick nach vorn.

Was für eine lange Zeitspanne lag zwischen dem Deutschland der frühen 1980er Jahre, dem Deutschland von Helmut Schmidt, und dem Deutschland von Olaf Scholz, dem Deutschland, das sich 40 Jahre später vor den Amerikanern ziemlich duckte. Schmidt, ein Sozialdemokrat, der sich der Ostpolitik Willy Brandts verschrieben hatte, verteidigte gemeinsam mit anderen Europäern die deutschen Interessen gegen die stumpfen Versuche von Präsident Ronald Reagan, den USA die Disziplin des Kalten Krieges aufzuzwingen. Scholz, ein Sozialdemokrat ganz anderer Art, war nicht geneigt, Deutschland gegen Joe Biden zu verteidigen, selbst wenn es um seine Souveränität ging.

Wie kam es zu dieser Situation in Deutschland? Nach einigen Tagen der Berichterstattung in dieser Stadt, die lange Zeit durch den Eisernen Vorhang geteilt war, und nach weiterer Zeit anderswo in Deutschland bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass die Politik des Kalten Krieges und der Nachkriegszeit nicht von sich aus eine Antwort auf diese Frage gibt. Nein, wie ich im Laufe meiner jahrzehntelangen Korrespondententätigkeit oft feststellen musste, muss man auf Psychologie und Kultur zurückgreifen, um Politik und Geschichte vollständig zu verstehen, wobei letztere in gewisser Weise Ausdruck der ersteren sind.

■

Die Pläne der Alliierten für die 1945 besiegten Nationen, die in kurzer Zeit den Plänen Amerikas entsprachen, waren stets ehrgeizig. Auf der Potsdamer Konferenz, wenige Monate nach dem Zusammenbruch des Reiches, teilten Churchill, Truman und Stalin Deutschland in vier Besatzungszonen ein: Großbritannien, Frankreich, die USA und die Sowjetunion sollten jeweils eine verwalten. Berlin lag in der sowjetischen Zone, war aber ähnlich aufgeteilt. Millionen deutscher Siedler mussten aus den von den Nazis eroberten Gebieten repatriiert werden – ein chaotisches Unterfangen, das von nie erwähntem Leid geprägt war. Ein Entnazifizierungsprogramm wurde sofort eingeleitet, und das deutsche Militär sollte demontiert werden, obwohl beide Ziele, um es milde auszudrücken, kompliziert waren, da das Kriegsbündnis mit Moskau dem Kalten Krieg wich, den die Truman-Regierung unbedingt provozieren wollte.

Aber gerade in den Herzen und Köpfen der Deutschen kippte die Umgestaltung des Reiches in eine andere Art von Land vom Ehrgeiz in Richtung Hybris. Dies war eine psychologische Operation, die

in ihrer Tragweite und ihrem Ausmaß seither wohl nie wieder erreicht wurde. Nur die Japaner haben nach 1945 etwas Vergleichbares erlebt. Dieses Projekt wurde zunächst von den New Dealern unter Roosevelt gestaltet und durchgeführt. Es dauerte ein oder zwei Jahre, bis die Ideologen des Kalten Krieges die hohen Ideale zugunsten der Härte des Antikommunismus der späten 1940er und frühen 1950er Jahre aufgaben. Die Japaner nennen dies, nicht ohne unterschwellige Bitterkeit, „den umgekehrten Kurs“.

Ich weiß nicht, wie die Deutschen es nennen, aber die Kehrtwende der Nachkriegszeit lief auf dasselbe hinaus. Das Projekt war auf beiden Seiten des Ozeans dasselbe. Es ging nicht darum, authentische Demokratieexperimente zu schaffen, Versuche von unten nach oben, wie die orthodoxen Historiker diese Zeit anpreisen. Es ging darum, Deutschland und Japan als Soldaten des Kalten Krieges zu rekrutieren. Die Demokratisierung wurde zu einem bloßen Vorwand, da Demokratie per definitionem weder von einem Land exportiert noch von einem anderen importiert werden kann. Auf diese Weise, so möchte ich hinzufügen, waren diese beiden Nationen die Schablonen, die Washington während des Kalten Krieges an vielen anderen Orten anwandte. Vorgeben, zu demokratisieren, Unterwerfung kultivieren: Das war das wahre Nachkriegsprojekt.

Anders ausgedrückt: In dem Maße, in dem Deutschland und Japan in den Nachkriegsjahrzehnten zu Demokratien wurden, geschah dies nicht so sehr aufgrund des amerikanischen Einflusses, sondern trotz dessen.

In der US-Zone übernahmen die Verwalter in und außerhalb der Uniform die Kontrolle über alle Formen der Information. Alle Zeitungen, Zeitschriften und Rundfunkanstalten wurden geschlossen. Amerikanische Journalisten (von denen einige eine glänzende Karriere machten) wurden beauftragt, die deutschen Medien neu zu erfinden, um sie an die neue Demokratie anzupassen. Die Propagandaprogramme, die diese Neuerfindung der Massenmedien begleiteten, waren immens und reichten von Umerziehungsprojekten über Radiotalkshows bis hin zu massenhaft verteilten Flugblättern. Die Literatur über diese Zeit vermittelt den Eindruck eines Unternehmens, das kein gesprochenes oder geschriebenes Wort und kein Bild von der offiziellen Kontrolle ausschloss.

### **Ein kurzer Exkurs**

Eine der denkwürdigen Fernsehsendungen meiner frühen Kindheit war eine populäre Law-and-Order-Serie namens *Highway Patrol*. Daran kann ich mich auch nach vielen Jahren noch gut erinnern. Die wöchentlichen Episoden und ihr Star hatten etwas Charismatisches an sich. Broderick Crawford war der hagere, schroffe, schlampig gekleidete Polizeichef in einer kalifornischen Stadt, deren Namen ich nie erfahren habe. Er stürmte mit Sirenen und Staubwolken an die Tatorte, öffnete die Tür seines Streifenwagens und bellte Befehle in sein Handfunkgerät – und antwortete seinen Beamten bekanntlich mit dem unvergesslichen „10-4“.

*Highway Patrol* lief 156 Folgen lang, von 1955 bis 1959. Oberflächlich betrachtet war die Serie eine Verherrlichung der offiziellen Autorität. Es ging um die Notwendigkeit, die Ordnung inmitten ständiger Bedrohungen aufrechtzuerhalten. Aber in Text und Subtext ging es bei *Highway Patrol* um das Amerika der Nachkriegszeit; jede Folge war eine Wiederholung dessen, was es in jenen Jahren bedeutete, Amerikaner zu sein. Der Kalte Krieg wurde nicht ein einziges Mal erwähnt, aber der Kalte Krieg schien in jeder dieser Episoden aufzutauchen. Zu den Themen, die sich durch das Programm zogen, gehörten die allgegenwärtige Angst und die Notwendigkeit von Loyalität.

Ich erwähne dies, weil ich viele Jahre später etwas gelernt habe. Es ist amüsant und höchst lehrreich zugleich. *Highway Patrol* wurde von einer ehrgeizigen Produktionsfirma namens Ziv Television Programs entwickelt. Frederick Ziv, der Gründer und Leiter, hat das Syndikatsfernsehen mehr oder weniger erfunden (The Cisco Kid, Bat Masterson, usw.). Zivs Produktionen waren implizit und gelegentlich explizit auf eine anti-kommunistische Atmosphäre in der Art von *Highway Patrol* ausgerichtet. Und nachdem Ziv 1955 Broderick Crawford unter Vertrag genommen hatte, war *Highway Patrol* die erste amerikanische Serie, die im neuen deutschen Privatfernsehen ausgestrahlt wurde.

Um zum Schluss zu kommen: Wie seltsam ist es heute, dass deutsche Familien ein Jahrzehnt nach ihrer schrecklichen Niederlage in einem weltgeschichtlichen Krieg vor ihren Fernsehern sitzen und dasselbe Polizisten- und Verbrecherdrama sehen, das einen kleinen Jungen in einem grünen Vorort von New York vor den Bildschirm fesselte.

*Highway Patrol* ist ein kleines Beispiel für eine andere Dimension des Nachkriegsprojekts in Deutschland: Es war ein früher Fall von dem, was wir heute Soft Power nennen. Es ist unmöglich, die Bedeutung dieser Behauptung amerikanischen Einflusses im Nachkriegsdeutschland oder seine Folgen seither überzubewerten. Wenn die Besatzungsverwalter durch ihre Informations- und Propagandaoperationen kontrollierten, was die Deutschen dachten, so kontrollierten die Importe amerikanischer kultureller Artefakte – Filme, Musik, Essen, soziale Sitten und so weiter – wie die Deutschen über die Welt und über sich selbst dachten.

Die Macht der „Soft Power“, wenn ich mich so ausdrücken darf, war zu dieser Zeit in Japan noch offensichtlicher, denn die Besatzung kam einer Konfrontation zwischen zwei verschiedenen Zivilisationen gleich. Von den Amerikanern lernten die Japaner Billard, Gesellschaftstanz, Big-Band-Jazz, Walt-Disney-Filme, wie man Martinis mixt, wie man sich mit der Nonchalance der Amerikaner bewegt. So war es auch in Deutschland, nur weniger abrupt. Die Nachkriegsdeutschen entdeckten Blue Jeans, Hamburger, Bill Haley and His Comets, John Wayne, wie man Coca-Cola trinkt, und wer weiß, wie viele andere Dinge noch.

Wenn ich die Essenz des Nachkriegsprojekts in Deutschland erfassen sollte, würde ich sagen, dass sein bleibendes Ergebnis ein neu geschaffenes Bewusstsein ist. Wie ein deutschsprachiger Schweizer Freund neulich sagte: „Die Deutschen haben, mehr als alle anderen Europäer und als erste unter ihnen, gelernt, die Sprache des Siegers zu sprechen.“ Dies bringt mich zu einem verhängnisvollen Irrtum, der eine kurze Erklärung verdient.

Um einen Schritt zurück zu gehen: Eine der vorherrschenden Orthodoxien der Jahrzehnte des Kalten Krieges wurde in der Wissenschaft „Modernisierungstheorie“ genannt. Diese besagte in einem Satz, dass die Modernisierung eine Verwestlichung erfordere. Angeblich kamen sie auf dasselbe hinaus. All die neuen unabhängigen Nationen im so genannten Globalen Süden müssten, wenn sie sich modern machen wollten, den Westlern folgen. Angesichts der zahllosen Folgen, die allesamt destruktiv sind, halte ich dies für einen der schlimmsten Fehler der letzten acht Jahrzehnte. Erst jetzt lernen die nicht-westlichen Nationen, dass wirklich modern zu werden, damit beginnt, dass sie wirklich sie selbst werden.

Deutschland hat nach seiner Niederlage 1945 einen ähnlichen Fehler begangen. Die Katastrophe des Ersten Weltkriegs und die Barbarei, die zum Zweiten Weltkrieg führte, hinter sich zu lassen,

bedeutete, endlich durch und durch modern zu werden. Es bedeutete, sich zu demokratisieren. Und Demokratisierung bedeutete Amerikanisierung. Sie können sich darauf verlassen, dass die Amerikaner diesen schädlichen Irrtum der Welt aufzwingen werden: Das tun sie, würde ich sagen, seit den Wilsonianern zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Ich möchte den Fall nicht vereinfachen, aber dies ist zumindest ungefähr die Falle, in die das Nachkriegsdeutschland getappt ist.

Wie verschiedene deutsche Freunde in Gesprächen in den letzten Monaten bemerkt haben, ist der Versuch, das Bewusstsein einer Nation zu verändern, abgesehen von der impliziten Hybris, ein zutiefst heikles Unterfangen. Es bedeutet, an der Identität eines Volkes zu rütteln, an seinem grundlegenden Verständnis davon, wer es ist. Die Gefahr einer kollektiven psychologischen Entwurzelung dieser Art – insbesondere bei Menschen, die aufgrund ihres Verhaltens vor dem Krieg und während des Krieges mit Schuldgefühlen belastet sind – liegt für mich auf der Hand. Sowohl im Falle Deutschlands als auch im Falle Japans scheinen mir die Umstände der Nachkriegswelt die Ergebnisse bestimmt zu haben. Der Übergang von der Niederlage zu den Imperativen der Ideologie des Kalten Krieges des Siegers musste über beide Ozeane hinweg das hervorbringen, was ich seit langem als Kulturen der Unterwerfung bezeichne.

Als der Eiserne Vorhang 1949 Deutschland in zwei Hälften teilte und die Amerikaner den Wiederaufbau des Landes leiteten, war das eine Art Verstümmelung – auf Landkarten, aber auch in der Psyche. Und weder Deutschland noch sein Volk haben sich bis heute von dieser Verstümmelung erholt, wie ich meine. Damit soll gesagt werden, was jedem auffallen muss, der aufpasst, wenn er in Deutschland herumläuft. Deutschland ist seit einem Dreivierteljahrhundert nicht mehr es selbst gewesen; die Deutschen sind, psychologisch gesehen, in gewissem Maße von sich selbst getrennt, unverbunden. Das ist ein merkwürdiger Zustand für ein Volk, das mir immer als charakterstark erschienen ist.

Eine Beobachtung, die Oscar Wilde vor langer Zeit gemacht hat, kommt mir in den Sinn – seltsam, aber nicht so seltsam wie das alles. „Die meisten Menschen sind andere Menschen“, schrieb Wilde in *De Profundis*, dem berühmten Traktat, das er verfasste, als er im ehemaligen britischen Gefängnis Reading Gaol einsaß. Wilde hatte ganz andere Dinge im Kopf, um es milde auszudrücken, aber diese bemerkenswerte Gedankensammlung scheint mir genau das Richtige zu sein, wenn wir an die Deutschen der Nachkriegszeit denken. „Ihre Gedanken sind die Meinungen anderer“, heißt es weiter, „ihr Leben ist eine Imitation, ihre Leidenschaften sind ein Zitat.“

Ich denke an diese Passage, wenn ich mich an Olaf Scholz erinnere, wie er vor drei Jahren in dumpfem Schweigen dastand, während der amerikanische Präsident der Welt ankündigte, dass er Scholz gleichzeitig missbrauchen und demütigen würde, ohne einen Gedanken an beides zu verschwenden. Wer war Scholz in diesem Moment? Es ist seltsam, wenn man bedenkt, dass die überzeugendste Antwort vielleicht lautet: „Niemand.“ Dort auf dem Podium, nominell gleichberechtigt, aber offensichtlich anders, war Scholz die fleischgewordene Kultur der Unterwerfung nach 1945. Er erinnerte mich an jeden japanischen Premierminister, der seit dem Ende der Besatzung 1952 einen Staatsbesuch in Washington abgestattet hat: Wie Scholz sind sie alle gekommen, um sich zu unterwerfen und das, was sie wirklich sind, zu Hause zu lassen.

Zu den wenigen Lichtblicken, die man heute in Deutschland wahrnimmt – hier in Berlin, aber noch deutlicher, würde ich sagen, in den Dörfern und Städten östlich von hier in der ehemaligen DDR – gehört die schwache, aber spürbare Aussicht, dass Deutschland und seine Menschen irgendwann zu

sich selbst zurückfinden könnten. „Wir sind alle auf der Suche nach unserem Land“, sagte Dirk Pohlmann, der Journalist und Dokumentarfilmer, als wir im Spätherbst letzten Jahres unseren gemeinsamen Vormittag in Potsdam beendeten. Es schien vor allem dies zu sein, was er mir zeigen wollte.